

## IMMER FORT

Ich nehme mich ganz zurück. Es ist besser so. Für euch, aber mehr noch für mich. Es wird nicht verstanden. Ich werde nicht verstanden. Ich kann damit leben. Solang' ich noch will.

Zuerst habe ich meine Gegenwart zurückgenommen. Ich geh' nicht mehr fort, sondern bleibe bei mir. Wer etwas von mir will, muss zu mir kommen. Alles andere passt jetzt nicht mehr. Ich bleibe zu Hause. Meine Wohnung umschließt mich, gibt mir einen Raum, in dem ich sein kann, und in dem ihr nicht seid, nur wenn ich euch lasse. Und nur, wen ich lasse, fast niemand mehr. Zunächst kamt ihr noch, habt versucht, Verbindung zu halten. Doch wozu Brücken bauen ins Niemandsland? Mein Rückzug gab euch Raum für Vorstoß. Und der ging ins Leere. Nichts gibt kein Echo. Ihr bleibt fort.

Meine Mutter steht vor der Tür. Ihr Atem geht schnell. Vier Stockwerke hoch ist ein weiter Weg. Noch weiter ist es von dort, wo sie lebt, bis zu meiner Welt. Der schnelle Atem ist nicht die Treppe, sondern die Angst. "Kind, wir haben Dich lang nicht gesehn, warum kommst Du nicht heim. Ich hab' mir gedacht, ich schaue vorbei, nur schauen, wie es Dir geht. Was für ein Glück, Du bist daheim, hast Du vielleicht einen Tee. Was macht die Arbeit, wirklich nett ist's bei dir, halte ich Dich nicht auf. Dieses Bild kenn' ich nicht, es passt gut hierher, dem Vati tät's auch gefall'n. Hast Du auch etwas Zucker, der Tee ist sehr stark, ich bin das nicht mehr gewöhnt. Du bist so dünn, ist alles okay, wir haben uns lang nicht geseh'n. Deine Küche ist hell, hast Du gar keine Pflanzen, ich werde Dir welche kaufen. Der Vati lässt grüßen, und er lässt fragen, warum Du denn gar nicht mehr kommst."

Er lässt dich fragen, Mama. Du musst mich fragen. Er selbst traut sich nicht. Wie heißt seine Angst? Dass ich nie mehr zu euch komm', wenn er jetzt fragt? Und glaubt er, dass ich's tu', wenn er schweigt? Ich habe Antworten, Mama, die du nicht hören willst. Mein Schweigen macht es dir leichter, wieder zu gehen. Du denkst dir jetzt deinen Teil, und der ist sicher nicht meiner. Ich will nichts erklären und gehe zu niemandem mehr, auch nicht zu euch.

Ich bleibe bei mir und wander' durch meine Räume: Vorzimmer, Küche, Wohnzimmer, Bad, Schlafzimmer, Bad, Wohnzimmer, Küche, Vorzimmer. Auf langen Wegen ergehe ich mir die Wohnung. Sie zieht sich zusammen unter dem Schritt, und das tut gut. Ganz eng soll sie mir werden und anliegen wie ein Pullover, denn die Nächte sind kalt. Ihr steht nicht mehr um mein Bett und bewacht meinen Schlaf. Ich schlafe wieder allein, doch weiß ich nicht, was besser ist. Ich hatte mich an eure Gesichter gewöhnt, auch wenn sie nur Sorge zeigten, aber sie waren stets da. An ihnen konnte ich mich verankern, ohne die Angst, im Schlaf zu ertrinken. Das war nicht Teil meines Planes. Nachdem ihr ihn vorerst durchkreuzt habt, brauche ich Zeit, um einen neuen zu schmieden. Denn ohne Plan, einfach zu gehn, ist nicht meins.

Sie wird es schaffen, sagte der Arzt, denn sie ist stark, und ihr Körper will leben. "Doch nicht mein Wille", hab ich gedacht, und, "Täuschung ist tödlich." Eure Gesichter haben genickt, bereit, ihm zu glauben. Die Hoffnung schob alles zur Seite, was nicht dazu passte. Ich lag in dem weißen Bett und versuchte, nicht da zu sein. Und dann beschloss ich, mich zurückzunehmen, auf immerfort. Ihr werdet es erst bemerken, wenn ihr mich nicht mehr merkt. Und dann ein zweites Mal hinseh'n, um nachzuschauen, wie ich nicht mehr bin. Für immer fort.

Mein Körper war das nächste, das ich reduzierte. Jeden Tag ein kleines Stück, genau nach Plan. Mit allem, was ich nicht esse, werde ich weniger und falle mir selbst nicht mehr zur Last. Und alles, was ich noch esse, folgt genauer Berechnung, damit es mich nicht beschwert auf dem Weg fort. Ein Apfel, ein Ei und ein Glas Milch als Tagesration, genau eingeteilt. Ein Apfelschnitz am Morgen, einer zu Mittag, einer am Abend und einer des Nachts, wenn Rebellion herrscht und mein Schlaf so dünn ist, dass er mich nicht mehr trägt. Ein Glas Milch, Löffel für Löffel getrunken, braucht lang bis zur Neige und dehnt die Zeit. Meine Konturen verändern sich, mein Körper wird kantig. Die Knochen durchstoßen die Haut. Man kann sich an mir verletzen. Ich mag meine Augen, sie sind größer und wach jetzt und können mehr seh'n. Ich lerne neue Bewegungen, mit denen ich durch den Tag geh', ohne an fremdes Dasein zu streifen. Und tritt mir wer zu nah, hab' ich nun Kanten parat, die scharf sind und wehrhaft. Ich werde weniger und meine Haut immer heller. Vielleicht wird das Ende ein kurzes Aufleuchten sein. Wenigstens einen Moment lang Licht.

Zur selben Zeit entfernte ich die Berührung. Nur keinen Kontakt mehr, denn er tut weh. Lediglich Hornhaut schützt vor Verletzung. Ich entwand mich jeder Umarmung, entzog meine Haut fremder und trauter Hand und nahm in Kauf, dass auch das Sanfte zum Opfer fiel. Zu oft getäuscht, wenn ein Streicheln nicht für sich selber stand, war es nun besser, nicht mehr gestreichelt zu werden, um die Berührung nicht falsch zu lesen. Ich beschloss, bei der Begrüßung keine Hand zu berühren, keine Wange beim Abschied. Welch kleine Freiheit, erkämpft um den Preis guten Benehmens und falscher Deutung. Schon gar kein Kussmund mehr, erst recht nicht zum Spaß. Denn zwischen Kuss und Biss liegt zu wenig Zeit.

Zuletzt habe ich die Sprache beseitigt. Es ist nicht nötig, zu reden, wenn andere nur einen Zuhörer brauchen. Ich behalte meine Worte für mich, damit ich sie nicht verliere, und bau' mir aus ihnen ein Nest, in dem es sich warm liegt. Aus zu vielen Mündern strömt zu viel an Sprache, ein Wortstrom, der die Gedanken ertränkt. Es lebt sich leichter im Schweigen, nur zu schnell wird gelogen. Die Fragen nach meiner Stille dreh'n sich nicht um mich, sondern nur um die ander'n. "Was haben wir Dir getan, Kind, dass Du uns mit Schweigen strafst?" "Nichts", sage ich in Gedanken, "nichts Mutter, genau das ist es ja." "Kind", sagt sie nochmals und schüttelt den Kopf, und dann ist sie still. Passend wären die Worte, die es nicht aus ihrem Mund schaffen. Aber im Umgang mit ihnen fehlt ihr die Übung, und sie hat Angst vor dem Einsatz.

“Schweigsam warst Du schon immer, doch jetzt ...?, und ein Kopfschütteln vollendet den Satz. “Kind, es gibt einen Dr. Feinstein, geh‘ bitte zu ihm, uns zuliebe.”

Was tut man nicht alles zuliebe, zu seinem Besten oder um Schlimmerem zu entgehn? Wenn ich schweigend bei Feinstein sitze, hören sie auf, auf mich einzureden. Ein Hauch von Lavendel durchzieht seine Praxis und verstärkt den Geruch von Krankheit. Feinstein versucht, mich zu knacken, doch ohne Erfolg. Er schleicht um mein Schweigen wie um eine Burg und findet weder Fenster noch Tor. Nun versucht er’s mit Taktik, weil direkter Angriff nicht einmal Kratzer an meiner Wand hinterließ. “Lavendel”, sagt er, “ich hoffe, Sie mögen den Duft.” Lavendel soll reinigend wirken auf Gedanken, Gefühle und Wort. Vielleicht hättest du deine Liebe zu mir damit säubern sollen, bevor ich sie erhielt? Denn deine Gefühle waren aus zweiter Hand. Was du mir sagtest, war schon gebraucht. Aufbereitete Liebesschwüre, im Neuzustand einer and’ren geschwor’n. Ich hab‘ es zu lang nicht gemerkt, und als ich es merkte, war es zu spät für dich, neue Worte zu finden. Vermutlich hätt‘ ich auch denen nicht mehr getraut.

Feinstein ist klug. Er kennt viele Tricks. Jetzt schweigen wir beide. Wer als erster ein Wort verliert, hat verloren. Ich beherrsche das Spiel, denn es ist keines mehr, sondern ich. Der Arzt räuspert sich, das gilt bei ihm nicht als Wort. Ich ziehe die Beine an, so nehme ich noch weniger Raum ein, und das ist gut. “Wen wollen Sie durch Ihr Schweigen bestrafen?” Seine Frage landet im Abseits, wo nicht einmal eine Zielscheibe hängt. Nachdem er die Beute umkreist hat, versucht er zu treffen, ohne auch nur die Richtung zu kennen, in der das Wild steht. Erst hat er probiert, mich mit Warten aus dem Versteck zu locken. Doch ich hab‘ den längeren Atem. Nun ist er es, der fragt und der redet. Die falsche Rolle als Arzt und er ungeübt. Er wird meiner Mutter sagen, dass ich Fortschritte mache. Sie wird ihm glauben, weil sie es so will. Wir haben alle recht, denn es stimmt. Ich mache Fortschritte, von ihnen fort, zu mir hin.

Nach einer Stunde blicke ich auf die Uhr. Die Zeit ist um. Ich darf gehn. Feinstein erhebt sich, bringt mich zur Tür, sieht zu, wie ich den Mantel fest um mich wickel. “Wen wollen Sie strafen?”, nochmals die Frage. Ich sehe ihn an. In meinem Gesicht ist Platz geworden, wie in der Wohnung, nach deinem Auszug, die leeren Räume, und Augen, die keine Antwort mehr geben. Denn diese Frage gehört nicht zu mir, sondern zu Feinstein. Ich nicke, er schwitzt. “Dann bis nächsten Mittwoch”, ich darf gehn. Es hat keinen Sinn, denn mein Plan steht fest. Doch wenn sie meinen, so spiele ich mit, um Ruhe zu haben, bis es soweit ist.

Ich schlage den Kragen hoch, so kommt noch weniger Welt zwischen den Mantel und mich. Der Weg nach Hause ist kurz, und die Wohnung breitet die Arme aus, als sie mich sieht. Ich behalte den Mantel an, denn mir ist kalt. Ihn hab' ich seit vielen Jahren und fühl' mich geborgen zwischen all den Erinnerungen in seinen Falten. Ich stelle Wasser zu, es ist Zeit für Tee, der macht warm, doch nicht dick. Ich gieße das kochende Wasser in meine Tasse und betrachte den Beutel, der obenauf treibt wie ein toter Mann. Ich halte ihn an der Leine und lasse ihn auf- und niedersteigen, habe ihn in der Hand. Ich öffne den Kühlschrank. Ein Löffel Milch in den Tee macht den Geschmack mild. Ein Löffel Milch von den neun, die noch bis zum Abend erlaubt sind. Das Milchglas schimmert mattweiß, die Höhe des Pegels sagt mir genau, wieviel Teelöffel noch drin sind. Ich zögere, ein Löffel Milch in den Tee reduziert die Anzahl auf acht. Schon will ich nach dem Glas greifen, da läutet es an der Tür.

Es fährt mir durch alle Glieder, denn ich erwart' niemand, noch will jemand zu mir. Das Läuten ist Irrtum und kann nicht sein. Ich konzentriere mich auf ein Geräusch, das so weit von der Tür entfernt ist wie möglich und schützt. Doch wer immer es ist, er geht nicht fort, sondern schellt noch einmal. Ich gehe von der Küche ins Zimmer und weiter zum Bad, in der Hoffnung, dem Klang zu entgehn. Vergebens, eines drittes Läuten meint nach wie vor mich, und ich gebe ihm nach. Der Weg bis zur Tür, hinter der jemand steht, ist zu kurz, um die Irritation aus meinem Gesicht zu löschen. Ich öffne. Vor der Tür steht ein Mann, den ich nicht kenne. Schon will ich die Tür wieder schließen, da entgleist mein Blick auf den Zügen seines Gesichts. An den Schläfen sehr gerade beginnend, in steilem Schwung hinunter zum Kinn, das sich in stiller Rundung dann fängt. Wie oft sind meine Augen diesem Gesichtsweg gefolgt, im Glauben, er wäre einmalig und gehörte nur dir. Doch jetzt steht die geliebte Kontur vor mir, getragen von einem Fremden, und weicht meine sorgsam gehärtete Abwehr im Blick auf. "Entschuldigen sie, ich bin neu hier im Haus, wohne ein Stockwerk tiefer, habe mich ausgesperrt, darf ich kurz telefonieren, den Schlüsseldienst." Er hängt die Worte in den Raum zwischen uns, damit ich sie pflücke, doch ich weiß nicht mehr wie. Zu lang hat mir niemand solch einfache Fragen gestellt und nichts als leichte Antwort erwartet. Ich soll etwas sagen, das passt, doch sämtliche Worte legen sich quer und ich bringe sie nicht über die Lippen. Schon will er mein Schweigen als Nein hören, da schaff' ich es doch, zu nicken und beiseite zu treten. Dann geh' ich voraus zum Zimmer, und der Weg zieht sich hin. Er sagt kein Wort, um etwas zu überbrücken, das es nicht verlangt, und das ist gut. Ich deute auf das Telefon und suche ein Lächeln und finde es nicht. Da gehe ich rasch zurück in die Küche, zu meinem Tee. Der Teebeutelmann ist inzwischen ertrunken. Ich nippe nur.

Nebenan hör' ich ihn sprechen, erst wählt er die Auskunft, dann den Schlüsseldienst. Er nennt die Adresse, und es klingt seltsam, die eigene Hausnummer zu hören, von jemandem, den man nicht kennt. Er wiederholt, bestätigt, erklärt, ich nippe am Tee und fühle mich fremd. Danach kommt auch er in die Küche, bedankt sich, will für das Gespräch zahlen, ich winke ab. Er macht Anstalten zu gehn, der Schlüsseldienst käme ohnehin gleich. Da beginnt ein Bagger, in meinem Kopf zu dröhnen.

Verzweifelt gräbt er die Stelle um, über die bereits Gras wuchs. Kisten kommen zutage, mit bruchsicher verpackter "Angst", "Gastfreundschaft" und – "Sehnsucht". Aus dieser nehme ich einen Satz, der da heißt "Möchten Sie Tee?" Nun zögert er. Dann hängt er die Frage "Ich will Sie nicht halten, wollten Sie denn nicht fort?" in den Raum. Mit einer Geste meint er meinen Mantel, doch ich schüttel den Kopf. Wie lang muß eine Erklärung sein, damit die Neugier aufhört, zu wachsen? "Mir war kalt." Es zieht nichts Weiteres nach sich. Ich atme auf. Wenn Feinstein und du, Mama, wüsstet, ihr würdet euch gratulieren, zu einem Erfolg, der euch nicht gehört. Ich nehme eine Tasse aus dem Schrank, ein frisches Teebeutelmannchen, halte die Hand zum Test an den Kocher, er ist noch heiß. Ich gieße das Wasser in seine Tasse. Meine Hand zittert. Ich schiebe es auf die Kälte, hebe schon an, bevor er fragt, um Zittern mit Kälte zu deuten, und sag' es doch nicht, sondern schnappe nach Luft wie ein Fisch auf dem Trock'nen, wie jenseits des Wortes, wo keine Sprache zum Leben mehr ist. Ob er es merkt? Denn vorsichtig weicht er allem aus, was mich stolpern lässt. Dafür fang' ich an, seine Gegenwart in meiner Wohnung zu akzeptieren. Wir steh'n mit dem Tee in der Küche. Ihn ins Zimmer zu bitten, ist mir zuviel. Er lässt seinen Teebeutelmann tanzen. Wir schweigen uns an. Ich versuche, die Stille zu lesen. Doch das einzige, was ich verstehe: sie richtet sich nicht gegen mich. Vereinzelt dann Sätze von ihm, über seine Wohnung und sich. Keine Entschuldigung noch Erklärung, sondern Wortinseln für mich, zur Navigation. Es beruhigt, einen Kurs zu haben, wenn auch das Ziel sich bewegt. Ganz langsam wächst mir Vertrauen in mich und die Situation. Zu lange nicht mehr meine Gegenwart mit der eines Mannes geteilt. Die Brücke von Mensch zu Mensch wird zum Grat in Momenten der Sehnsucht, und jeder Schritt abseits bringt Begegnung zum Scheitern. Angst und Wunsch wiegen gleich auf der Waage. Ich senke den Blick und warte eine Entscheidung herbei. "Fällt es Ihnen auch schwer, bei jemandem anzuläuten, den Sie nicht kennen?" lautet die Frage, die schließlich die Waage zur Wunschseite neigt.

Ich versuche, meinen Fühler auszustrecken in Form eines Blicks. Ganz wackelig tastet er vorwärts, wie jemand nach zu langem Schlaf. Von Schwarz zu Weiß wandert er über die Fliesen und trifft auf ein Paar Turnschuh', ein Jeansbein hinauf in gewaschenem Denim, zu einem Sweatshirt in Weinrot und Blau. Am Bauch vorbei, über Brust zum Arm, zur Hand mit dem Tee, die sicher ist, trotz fremder Umgebung. Wieder den Arm entlang, zum Schulterrund, zum Hals, über Kinn, Mund und Nase direkt hinein in ein Augenpaar, das plötzlich durchs Labyrinth meines Schweigens dringt, bis ins Innerste vor, und mein winziges bisschen Mut völlig aus der Balance, zum Kippen, zum Fallen, zum Absturz, zurück auf den Boden, bringt.



Ich kann mich nicht mehr erinnern, was man jetzt von mir erwartet. Ich habe dies' Spiel verlernt, vielleicht auch niemals beherrscht. Und was jenseits des Spiels liegt, ist nun fremdes Land, dessen Sprache ich noch weniger kenne. Einst hatte ich Heimat dort, doch die Vertreibung aus Eden kam schneller, als jemals geahnt. Ohne zu wissen, hat nun dieser Mann meinen Damm gebrochen, und die Erinnerung schwemmt mich hinweg, zurück ins Schweigen. Die Stille ist nun unbewohnbar geworden für uns. Er reagiert mit "Ich muss jetzt gehen, der Schlüsseldienst wird ja gleich da sein, danke auch für den Tee." Noch bleibt mir ein Augenblick Zeit, um den Damm notdürftig zu flicken, das überflutete Land mit Sätzen zu überbrücken, um trockenen Fußes auf ihn zugehn zu können. Doch in der Eile finde ich weder Lehm, Erde, Zweige, Sägen, Schaufeln, Spaten, Hacken, Seile, Hämmer noch Floskeln, Fragen, oder Bitten hab' ich zur Hand. Geblieben ist nur mein stummes Nicken, das sonst stets passt, doch sich im Moment völlig spießt.

Ich gehe voraus zur Wohnungstür, verwundert, wie sich der Weg jetzt verkürzt. Ich öffne die Tür. Er tritt hinaus, dreht sich einmal noch um und sagt "Danke." Ich stehe im Türrahmen und ziehe die Stille enger um mich aus Angst. Da streckt er plötzlich die Hand aus, als wolle er durchs Schweigen greifen und mich berühr'n. Ich starre auf diese Hand und weiß, ich sollte sie jetzt ergreifen – und kann es doch nicht. Als der Moment sich zu lang dehnt, lässt er sie sinken wie welken. "Ja, dann ..."

Ich hasse dieses, mein Nicken und habe nichts anderes mehr. So nickt er auch, dreht sich um, geht die Treppe hinunter und ist aus dem Blick. Ich verschließe die Tür mit allen Riegeln, damit die Verzweiflung nicht eindringen kann. Doch es ist zu spät, sie ist schon längst bei mir zu Haus.

© 2000